

Schuppener, Saskia; Martick, Steffen; Pöschmann, Frank; Hoffmann, Tom Im Gespräch über Macht in Sprache und Diagnostik innerhalb der Schule

Leonhardt, Nico [Hrsg.]; Goldbach, Anne [Hrsg.]; Staib, Lucia [Hrsg.]; Schuppener, Saskia [Hrsg.]: *Macht in der Schule. Wissen - Sichtweisen - Erfahrungen. Texte in Leichter Sprache, Einfacher Sprache und Fachsprache.* Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 182-199



Quellenangabe/ Reference:

Schuppener, Saskia; Martick, Steffen; Pöschmann, Frank; Hoffmann, Tom: Im Gespräch über Macht in Sprache und Diagnostik innerhalb der Schule - In: Leonhardt, Nico [Hrsg.]; Goldbach, Anne [Hrsg.]; Staib, Lucia [Hrsg.]; Schuppener, Saskia [Hrsg.]: *Macht in der Schule. Wissen - Sichtweisen - Erfahrungen. Texte in Leichter Sprache, Einfacher Sprache und Fachsprache.* Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2023, S. 182-199 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-261595 - DOI: 10.25656/01:26159

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-261595>

<https://doi.org/10.25656/01:26159>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-Licence: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

*Saskia Schuppener, Steffen Martick,
Frank Pöschmann und Tom Hoffmann*



Im Gespräch über Macht in Sprache und Diagnostik innerhalb der Schule

1 Einleitung

In dem Beitrag von Beate Schlothauer, Nico Leonhardt und Jenny Trabhardt geht es um den Zusammenhang von Sprache und Macht. Der Beitrag von Saskia Schuppener beschäftigt sich mit machtvollen Auswirkungen diagnostischen Handelns.

Beide Themen – Sprache und Diagnostik – werden hier im Gespräch nochmal aufgegriffen und vor dem Hintergrund der eigenen Position und Schulerfahrungen reflektiert.

Tom Hoffmann, Steffen Martick und Frank Pöschmann sprechen mit Saskia Schuppener über ihre machtvollen Erfahrungen innerhalb der Schule. Außerdem diskutieren sie über ihren heutigen Blick auf Fragen machtvoller Beziehungsgestaltungen und machtvoller Strukturen in Schule.

2 Unser Gespräch:



Saskia Schuppener:

Inwieweit ist Schule ein guter Raum, um über ein so schwieriges Thema, wie Macht zu sprechen?

Steffen Martick:

Ich finde generell Schule ist so ein machtvoller Raum oder Ort und dass es sehr schwierig ist, das anzusprechen, weil die Pädagog*innen



die den Unterricht gestalten ja einen gewissen Lehrplan erfüllen müssen und dadurch sind sie gezwungen, Macht gewissermaßen auf die Schüler*innen auszuüben und diesen Lehrplan zu erfüllen. Deswegen finde ich das schwierig, dass die Schüler*innen die Chance haben das da anzusprechen.

Frank Pöschmann:

Die*der Lehrer*in ist das oberste Tier sozusagen.

Steffen Martick:

Das nicht, aber er*sie ist allwissend. Er*sie tut Wissen vermitteln. Ob das gut oder schlecht ist, ist erstmal dahingestellt. Er*sie tut hier Wissen vermitteln und auch eigene Ideale irgendwie weitergeben. Gerade jetzt bei den jüngeren Schüler*innen, da hat die*der Lehrer*in jetzt dort sehr großen Einfluss auf die Wertevorstellung. Also nicht nur alleine von den Lehrer*innen, sondern auch vom Elternhaus und der Umwelt, aber er*sie hat doch schon einen großen Einfluss darauf. Das finde ich sehr machtvoll. Eine machtvolle Position, die sich aber nicht ganz wegmachen lässt. Das ist einfach so, weil die Aufgabe der Lehrer*innen ist es ja, diese Grundsätze zu vermitteln.

Saskia Schuppener:

Also du würdest sagen, dass die Rahmenbedingungen ein Stück weit auch dafür verantwortlich sind, dass man zwangsläufig Macht hat als Lehrperson?

Steffen Martick:

Genau. Und dass man mit der Zeit das Feingefühl verliert, dass man diese Macht ausübt, also gerade wenn man älter wird, wird man sicherer und ist so gefestigt – ich will jetzt nicht sagen ‚eingerostet‘ – aber so überzeugt, dass man das Selbstreflektieren ein Stück weit verlernen kann. Und dadurch verstärkt sich die Macht gegenüber den Schüler*innen.

Frank Pöschmann:

Obwohl es die Schüler*innen gar nicht mitkriegen.



Steffen Martick:

Doch, na die Schüler*innen kriegen das mit, aber die haben da kaum Chancen was dagegen zu tun, weil das Lehrer*innenkollegium ist ja eine geschlossene Einheit, weil die sprechen sich ab untereinander, was ja natürlich auch gut ist, aber es beinhaltet auch Gefahren.

Saskia Schuppener:

Habt ihr irgendwelche Erfahrungen oder Ideen, wo man in Schule über Macht sprechen kann?

Tom Hoffmann:

Im Unterricht. Ein neues Unterrichtsfach, wo solche Dinge gelernt werden können, ist super, finde ich.

Saskia Schuppener:

Also das wäre ein Plädoyer für ein neues Unterrichtsfach: „Sprechen über Macht“? Braucht es hier ein eigenes Unterrichtsfach?

Tom Hoffmann:

Ja, das macht man sonst eher nur ein bisschen in Geschichte.

Saskia Schuppener:

Es scheint also wichtig und gleichsam irgendwie doch schwierig, über Macht zu sprechen in der Schule. Irgendwie gibt es weder Raum, noch Zeit, um das zu tun. Wann sollte denn in der Schule über das Thema Macht gesprochen werden?

Steffen Martick:

Man könnte das jetzt klassenstufenunabhängig machen, also man könnte das vielleicht schon in der Grundschule anfangen, dass der*die Lehrer*in vielleicht vierteljährlich, eben das was er*sie gelehrt hat und wie der Unterricht vorging mit den Schüler*innen gemeinsam reflektiert und dabei das so ein bisschen auswertet, was man besser machen kann, was nicht so gut gelaufen ist. Vielleicht ist das eine Art und Weise, die Lehrer*innen hilft, das zu reflektieren und nicht zu verlernen, was auch so ein bisschen bewirken kann, dass



die Macht nicht so stark ist. Also Macht kann man nicht so ganz abschaffen in der Schule, das geht nicht. Es bleibt immer so ein Machtgefälle, aber dass man das so ein bisschen abflacht. Das wär vielleicht eine Lösung, dass man das vielleicht mit den Klassen dann vierteljährlich oder jährlich reflektiert und dann eben neue Ziele ausarbeitet, wie man vielleicht Dinge neu angehen möchte, dass man vielleicht die Schüler*innen einbinden kann und dass sich die Lehrer*innen auch auf die Schüler*innen einlassen. Natürlich auch andersherum, dass die Schüler*innen auf die Lehrer*innen eingehen können.



Tom Hoffmann:

Ich würde eher anfangen und über Beziehung und gesellschaftliche Konkurrenz sprechen, weil Beziehungen haben viel mit Macht zu tun.

Saskia Schuppener:

Das stimmt und es war auch bisher im Gespräch immer wieder die Rede von Beziehungen, besonders von der Beziehung zwischen Lehrer*innen und Schüler*innen. Wenn ihr euch zurückerinnert an eure Schulzeit, was würdet ihr sagen, wie war eure Beziehung zu Lehrern und Lehrerinnen?

Frank Pöschmann:

Ich fand immer unseren Mathe- und Physiklehrer gut, weil der alles gut erklären konnte.

Steffen Martick:

Klar, jeder hatte so eine*n Lieblingslehrer*in. Und jeder hat auch so ne*n Lehrer*in, den man überhaupt gar nicht mochte. Das war bei uns eine Lehrerin, die war so streng, die haben wir schon sehr auf Trab gehalten. Und es gab natürlich auch Lehrer*innen, mit denen konnte man Pferde stehlen. Aber trotzdem, wenn ich da jetzt von



heute drauf gucke, haben die Lehrer*innen immer so ein bisschen versucht, die professionelle Distanz zu bewahren. Als Lehrer*in muss man ja Nähe zulassen, aber man muss ja auch auf der anderen Seite so ein bisschen die professionelle Distanz beibehalten, weil sonst kann man die Leistung nicht richtig beurteilen. Wobei die Beurteilung ist ja immer so Ansichtssache und immer so eine Momentaufnahme. Ob ich an dem Tag schlecht gelaunt bin, dann fällt meine Leistung natürlich schlechter aus. Und wenn ich gut gelaunt bin und ich gut mitmache, tut ja meine Leistung dementsprechend auch wieder gut ausfallen.

Tom Hoffmann:

Wie meinst du das mit der Professionalität?

Steffen Martick:

Die Lehrer*innen dürfen die Schüler*innen nicht so nah an sich heranlassen, weil dann eine zu intensive Beziehung entsteht.

Tom Hoffmann:

Man könnte die Kinder in Beziehungen doch mehr aufklären.

Steffen Martick:

Aber das ist ja ne Erziehungsfrage. Deswegen sollten dann die Lehrer*innen auch Distanz so ein bisschen bewahren.

Tom Hoffmann:

In jeder Beziehung hat jeder einen geringen Anteil an Macht.



Saskia Schuppener:

Woran kann man denn noch Macht erkennen eurer Meinung nach in Schule?



Steffen Martick:

Alleine daran, dass die Schule vorgibt, wann der Unterricht beginnt. Das ist so `ne machtvolle einfache Situation.

Tom Hoffmann:

Gibt das der Staat vor oder die Schule?

Steffen Martick:

Ich sag mal der Staat gibt gewisse Rahmenbedingungen vor, aber die Schule tut die Feinheiten festlegen. Zum Beispiel kann die Schule ja sagen, sie fängt um 7 früh an und macht auch bis 14.30 oder die Schule sagt sie fängt um 8 Uhr an und macht bis 15.30 Uhr. Der Staat sagt aber, die Schüler müssen 8 Stunden am Tag Schule haben. Wann sie anfängt, das ist dann der Schule überlassen. Das sind solche ganz kleinen Feinheiten an denen man merkt, dass die Schule doch eine machtvolle Institution ist und woran sich auch ein Stückweit die Lehrer*innen halten müssen. Also die Lehrer*innen sind da nicht nur in der machtausübenden Position, sondern bei den Lehrer*innen wird da auch Macht ausgeübt.

Saskia Schuppener:

Also hat Macht was mit Regeln zu tun?

Frank Pöschmann:

Durchaus. Wenn's in der Schule keine Regeln gäbe, würden die Schüler*innen machen was sie wollen. Deshalb gibt es gewisse Regeln, an die sich Schüler*innen und Lehrer*innen halten müssen.

Steffen Martick:

Die Gesellschaft gibt ja gewisse gesellschaftliche Regeln vor und daran müssen sich eben alle halten und auch die Schule. Und in der Schule werden diese Regeln versucht professionell zu vermitteln.

Tom Hoffmann:

Ja die Frage war aber: Sind Regeln oder Gesetze schon machtvoll?



Steffen Martick:

Ja, es gibt Regeln, die die Schule vorgibt und daran muss sich halt gehalten werden, sonst gibt's Ärger. Früher bei mir in der Schule im Speisesaal war das so, dass die Schüler*innen unten saßen. Dann gab es da eine Bühne und die Lehrer*innentische waren immer so auf der Bühne. Und die Schüler*innen saßen immer so unten. Und daran kann man das erkennen. Hätte sich ein*e Schüler*in hochgesetzt, hätte er bestimmt einen Verweis gekriegt, beziehungsweise wäre zur*m Direktor*in geschickt worden.

Also sind Regeln machtvoll Instrumente, die eben die Macht auch festigen.

Tom Hoffmann:

Ich bin da einer anderen Meinung. Regeln und Gesetze sind eher eine Richtlinie, die Personen die dahinter sind, haben die Macht. Die*der eine übt gerne Regeln aus oder bestraft, die*der andere nicht. Das ist aber bissl eine Normalitätsfrage wie man das sieht. Ich habe auch schon in den letzten Monaten gemerkt, dass wenn man von Macht spricht, das immer von Normalitätsvorstellungen abhängt und das Umfeld hängt ja da ganz eng mit zusammen.



Saskia Schuppener:

Also scheinbar kommt es weniger auf die Regeln an, als auf die Sprecher*innen bzw. die handelnden Personen und deren Verständnis von Normalität. Was hat denn so gesehen Sprache generell mit Macht zu tun?

Frank Pöschmann:

Naja, wie man sich dann äußern kann, also einen gewissen Ton in der Schule hat, der Macht ausübt, der streng klingt. Also früher bei mir



war immer eine streng, also es kommt immer auf die Sprache an, wie man es ausspricht.

Steffen Martick:

Ich finde Sprache hat doch schon ne große Macht. Wenn die Lehrer*innen sehr viele Fachwörter benutzen, von denen die Kinder, wenn die das Wort nicht kennen, die Lust verlieren dem Unterricht weiter zu folgen und schalten dann ab. Deswegen ist es wichtig, dass man die Sprache so gut wie möglich versucht auf die Zielgruppe, die man vor sich hat, anzupassen. Das heißt nicht, dass man schwere Wörter nicht verwenden soll, sondern man muss die Kinder eben langsam heranführen, indem man über das Wort redet, erklärt oder vielleicht solche Kärtchen macht, wo das Wort draufsteht und dazu vielleicht noch eine Erklärung, dass die Schüler*innen die Möglichkeit haben das nachzugucken, wenn sie es vergessen haben sollten.

Saskia Schuppener:

Warum ist es denn notwendig, sich sprachlich an ein Gegenüber anzupassen?

Steffen Martick:

Sprache kann ja sehr exkludierend wirken, weil man sich dadurch hervorhebt und man sich in eine höhere Machtposition stellt. Wenn ich viele Fachwörter benutze, habe ich einen gewissen Machtvorteil zu meinem Gegenüber, wenn der das nicht kennt, weil ich dann mehr Wissen hab als der andere.

Tom Hoffmann:

Ich würde sagen Kommunikation hat Macht aber Sprache selbst nicht. Ich würde nicht den Fokus auf Sprache legen. Eher auf Kommunikation. Er beinhaltet Sprache auch mit. Über Kommunikation muss auch mehr aufgeklärt und sensibel gemacht werden. Und vielleicht wird dann auch die Sprache sensibel.

Saskia Schuppener:

Wie kann man denn machtsensibel kommunizieren?



Tom Hoffmann:

Wir nehmen die Schwingungen und Energie eines Menschen sehr unbewusst auf. Und wir haben genug Sensoren, die uns unbewusst kommunizieren, wie der Andere darauf reagiert.



Saskia Schuppener:

Kennt ihr diese Redewendung „miteinander auf Augenhöhe sprechen“? Was bedeutet denn das?

Frank Pöschmann:

Na, wenn man jemand hat, dem man vertrauen kann.

Steffen Martick:

Ich finde, dass wenn man mit jemandem redet, nimmt man ja unbewusst wahr, ob er es verstanden hat oder nicht. Und versucht sich dementsprechend anzupassen. Also es gibt ja einmal das, was gesagt worden ist und das, was nicht gesagt worden ist und beides finde ich wichtig. Man sollte generell darauf achten, ob der*die Gegenüber das verstanden hat, weil wenn er*sie es nicht verstanden hat kann es zu Konflikten kommen und eben genau dann kommt man wieder in diese Machtposition, dass man über einem steht und der andere unter einem und das finde ich schwierig.

Ich denke, gerade auf Augenhöhe im schulischen Kontext ist schwierig, weil es da ja einen gewissen Generationenkonflikt gibt, weil die Lehrer*innen ja meist älter sind als die Schüler*innen. Die Schüler*innen haben ihre Jugendsprache, womit die Älteren sich schwertun, oder es ist einfach nicht ihr Sprachniveau. Da ist generell ein Machtgefälle. Man kann sich annähern, aber ganz auflösen kann man es nicht.



Saskia Schuppener:

Macht ist also nicht auflösbar und es gibt ein Machtgefälle in der Schule. Gibt es nur ein Machtgefälle von Lehrer*innen gegenüber Schüler*innen?

Steffen Martick:

Es kann auch in die andere Richtung gehen von Schüler*innen zu Lehrer*innen, weil ja die Schüler*innen sich auch mächtiger fühlen, wenn sie in ihrer Jugendsprache sprechen und die Lehrer*innen das nicht verstehen. Also kann das auch sein, dass die Schüler*innen eine machtvollere Position einnehmen, als die Lehrer*innen. Aber meistens wird das so vermittelt, dass die Lehrer*innen die machtvollere Position haben, als die Schüler*innen.

Tom Hoffmann:

In jeden Beziehungen gibt es ein Machtgefälle und das kann auch in jeder Beziehung unterschiedlich herum sein und unterschiedlich groß sein oder niedrig.

Steffen Martick:

Ja, das ist immer so ein Wechsel in der Sprache und so wird das sicherlich auch bei Kindern und Lehrer*innen sein. Wenn die Kinder keine Lust haben zuzuhören, dann machen die irgendwelchen anderen Blödsinn oder andere Dinge, wo sie dann wieder Macht ausüben auf den*die Lehrer*in, indem er*sie dann wieder reagieren muss darauf.

Tom Hoffmann:

Frank, merkst du, wenn ein Mensch zu dir nett ist, und wie merkst du das, wenn er spricht?

Frank Pöschmann:

Dass jemand mit mir spricht und sagt: Rate mal wer da ist.

Tom Hoffmann:

Meinst du eine Schwingung? Dass die Stimme sehr gut für dich klingt?



Frank Pöschmann:

Ja, ich hör das meistens raus.

Steffen Martick:

Ja, mir fällt das immer auf, ob einer nett oder auf gleicher Augenhöhe spricht, wenn er mit mir in Ruhe und langsam spricht. Wenn einer ganz hektisch oder aggressiv spricht, merkt man das ja an der Stimme. Man kann schnell sprechen, man kann ja sehr laut sprechen, man kann leise sprechen, man kann Luft holen und daran merkt man schon ob der Gegenüber einen gut leiden kann. Wenn jemand seine Aggression sehr in die Stimme reinversetzt, das merkt man. Da sind die Menschen sehr sensibel und das lernen die mit der Zeit. Ich denke mal das sind teilweise auch die Schwingungen, die jeder dann mitbekommt.

Tom Hoffmann:

Und man merkt, ob was wahr und ehrlich gesagt wird.

Saskia Schuppener:

Das ist ein wichtiges Plädoyer: Dass über die Sprache erkennbar ist, was jemand ausdrücken möchte; und zwar nicht inhaltlich, sondern seine Haltung betreffend. Es ist ja nicht wirklich einfach herauszufinden, was jemand durch sein Sprechen und Handeln bewirken möchte – bewusst oder unbewusst. Das – und vieles andere – kann man aber versuchen, herausfinden; und zwar durch Diagnostik. Was ist denn ‚Diagnostik‘?

Frank Pöschmann:

Na, Anfang meiner Schulzeit da war ich in der Schulaufnahme als Kind, da hab ich statt Grießbrei ‚Briesgrei‘ gesagt. Und da wurde dann meine Sprache angeschaut.

Steffen Martick:

Diagnostik ist einfach eine Beurteilung von gewissen Dingen. Diagnostik ist nicht per se gut oder schlecht. Auf der einen Seite ist die Diagnostik gut, weil naja, also wenn man zum*zur Arzt*Ärztin geht



und sagt, ich hab hier Schnupfen. Dann schreibt der*die irgendeinen diagnostischen Satz hin und wenn man dann unsicher ist, ob man das wirklich hat, kann man zum*zur nächsten Arzt*Ärztin gehen. Die*der liest sich durch und versteht das und kann das dann nochmal beurteilen, aber sie*er hat verstanden was der*die andere Arzt*Ärztin gemacht hat.

Also das macht gewisse Prozesse einheitlich, birgt aber gleichzeitig die Gefahr, dass Menschen in Schubladen gesteckt werden.

In Bezug auf Schüler*innen und in Bezug auf Behinderung wird die Diagnose meist noch als Krankheit gesehen. Ich hab' ja eine diagnostizierte Behinderung, was mir ja einen Stempel aufgedrückt hat und bei meiner Behinderung, die kann man nicht heilen. Geht nicht. Noch nicht.



Saskia Schuppener:

Also Diagnostik hat etwas mit herausfinden und mit beurteilen zu tun?

Steffen Martick:

Ja, unsere Behinderung wird als Krankheit angesehen, wo geforscht wird, dass wir an die Norm angepasst werden. Wo ich mir die Frage stelle: Wollen wir das überhaupt? Ich fühle mich doch so wie ich bin, gut. Und für mich ist das doch normal.

Frank Pöschmann:

Für mich auch.

Steffen Martick:

Wieso muss ich mich da dann der Norm anpassen? Weil, ich bin schon jahrelang so und ich fühle mich froh. Wieso soll ich dann meinen Körper der Norm anpassen? Dass die Forschung das weiterentwickelt und dass das irgendwann mal möglich sein wird, das will



ich nicht bestreiten, aber heutzutage ist das noch nicht möglich. Und dann ist die Frage, wenn man den Menschen so bekommt, wie man ihn bestellt, sprich Pränataldiagnostik, was ein sehr sensibles Thema ist hier in Deutschland, dass man raussuchen kann ob ein Kind mit Behinderung, mit Down-Syndrom geboren wird oder nicht, ob das die Vielfalt fördert? Würde ich bezweifeln, weil dann geht einiges an Sichtweisen verloren, die man so bekommt, wenn Menschen so auf die Welt kommen und klar diese Menschen brauchen dann Unterstützung, wo die Gesellschaft dann auch wieder gefordert ist.

Tom Hoffmann:

Alle Diagnostik ist erstmal neutral oder gut, weil da kann man sehen, wer braucht *die* Hilfe oder *die* Hilfe. Alle Körper sind erstmal neutral und was wir daraus machen, hängt davon ab wie wir die Umwelt wahrnehmen, wie wir die Normalität aufnehmen und wie wir mit Macht umgehen.



Tom Hoffmann:

Diagnostik ist eine Momentaufnahme und ein Stempel und eine Diagnose eben.

Steffen Martick:

Wenn man eine gewisse Diagnostik in Bezug auf Behinderung erhält, beeinflusst das dein ganzes Leben. Es wird beeinflusst, in welche Schule man geht. Es kommt natürlich darauf an, welchen Stempel man kriegt. Wenn jemand den Stempel ‚körperlich‘ bekommt, hat man wahrscheinlich bessere Chancen, als wenn man den Stempel ‚geistig‘ bekommt. Wenn man einen ‚geistigen Stempel‘ aufgedrückt bekommt, wird man zwar schon individuell gefördert, aber nicht richtig. Das ist schwer zu erklären, weil sich die Frage dann stellt: Wie kann man ein Kind individuell fördern, dass es sein Potenzial voll



ausschöpft? Das ist so ein bisschen das große Los, dass man nicht beantworten kann. Man tut das immer nur auf gut Glück machen. Der IQ-Test ist, wie der Tom gerade schon sagt, nur eine Momentaufnahme. Weil man ja in dem Moment, kommt ja darauf an, wie man gelaunt ist, was man vor Kurzem erlebt hat und welches Wissen man hat. Und das Wissen wird ja immer mehr im Laufe des Lebens. Man hat ja nie ausgelernt und lernt immer wieder neue Dinge dazu. Deswegen ist ein IQ-Test und die Diagnose, zu der er führt = eine Momentaufnahme.

Saskia Schuppener:

Wofür braucht es das dann, so eine Momentaufnahme?

Steffen Martick:

Tja, das ist die gute Frage. Um in dem Moment zu helfen vielleicht. Oder um gewisse Unterstützungsmöglichkeiten auszuprobieren und wenn diese dann gut gehen, vielleicht nochmal das neu auszuhandeln, um die Unterstützungsmaßnahme neu anzupassen oder zu optimieren. Klappt sie gut, kann man sie weiterführen und ausbauen. Klappt sie nicht gut, dann lässt man sie weg.

Tom Hoffmann:

Das ist der positive Vorteil. Der negative ist Machtausübung.



Saskia Schuppener:

In welcher Form ist Diagnostik = Machtausübung?

Tom Hoffmann:

Generell. Wie in der Schule. Ich glaube Schule ist auch Machtausübung. Schule will die Leute auf die Gesellschaft vorbereitet und wer das nicht mitmacht oder wer durchfällt, fällt eben auch in der Gesellschaft durch, weil die Gesellschaft möchte viele Sklaven haben.



Saskia Schuppener:

Was möchte die Gesellschaft?

Tom Hoffmann:

Gesellschaft will Sklaven halten. Ja, aber nicht so hart, wie es klingt.

Saskia Schuppener:

Was hat Diagnostik mit Sklavenhaltung zu tun?

Tom Hoffmann:

Diagnostik möchte gerne die Leute kontrollieren.

Steffen Martick:

Wenn man den Schüler*innen sehr viel Wissen einflößt, zum Beispiel Biologie, Chemie, Geografie, also alles Mögliche, wird den Schüler*innen beigebracht, dass sie eine große Auswahl haben, was sie dann machen können und was sie dann nutzen können. Und eine Diagnostik tut dieses einschränken. Wenn man zum Beispiel eine Diagnose hat mit einer geistigen Behinderung, wird das radikal gekürzt und nur auf das Wesentliche reduziert.

Und zwar werden die meisten Schüler*innen in Schulen mit GE-Hintergrund eben nur soweit in der Schule fit gemacht, dass sie eben nur für eine bestimmte Arbeit fähig sind. Zum Beispiel, dass sie nur werkstattfähig sind. Was eigentlich vollkommen falsch ist. Weil wenn man den Kindern die Möglichkeit gibt, diagnoseunabhängig sich auszuprobieren, würden manche, vielleicht auch die Hälfte, andere Wege einschlagen und sich anders qualifizieren. Also hat die Diagnose doch eine lebensentscheidende Wirkung. Und den Einfluss auf das Wissen und den Bildungsstand, den die Kinder bekommen.

Frank Pöschmann:

Es kommt darauf an, wie bei dem Kind die Diagnostik entscheidet. Oder wer hat die mächtige Position dadurch entweder der*die Lehrer*in oder der*die Psychologe*Psychologin oder halt eben der*die Arzt*Ärztin, der die Diagnose stellt und sowas. Da gehört Macht mit dazu.



Steffen Martick:

Macht und Diagnostik sind untrennbar. Man kann sie höchstens abflachen, aber nicht komplett trennen. Weil Diagnostik und eine Diagnose, das tut doch schon eine gewisse Macht ausstrahlen.



Tom Hoffmann:

Wenn man nicht in der Lage ist, sich auszudrücken, was man möchte oder braucht oder seine Bedürfnisse mitteilen kann, entscheiden die anderen immer über einen. Aber die vergessen sehr häufig, auch solche Menschen zu fragen, weil die sagen ‚Ja der ist eh gaga, also brauch ich ihn nicht fragen. Also kann ich bei ihm entscheiden.‘ In meiner Schule war das so: Wir hatten einen Kernbereich und einen Bereich, wo sehr schwach Behinderte, also angeblich Behinderte waren, die sich nicht ausdrücken konnten. Im Rollstuhl, konnte nur mit den Augen ‚Ja und nein‘ sagen, aber dennoch hat er alles verstanden, was ich ihm gesagt oder ihn gefragt habe. Man muss, na klar, nur Fragen stellen. Aber die Personen fragen die Leute nur einige Sachen oder gar nicht und da sehe ich ein riesengroßes Problem.

Frank Pöschmann:

Na, wir mussten ja damals auch lernen mit dem Blindenstock umzugehen. Sehr spät eigentlich erst. Weil die Diagnose, die haben uns nicht richtig zugetraut, was wir können. Dann waren da auch Fehlentscheidungen, muss ich sagen. Was sie da alles diagnostiziert haben. Weil ich ja immer zu einem Sprachwissenschaftler geschickt wurde mit meinem Kumpel Ronny und sprechen lernen musste. Obwohl ich das Sprechen schon gut konnte, nur wegen dem ‚Grießbrei‘. Und wenn meine Mutti zu dem einen Arzt gesagt hat, in welches Heim ich kommen soll nach der Schule, hat meine Mutti gesagt, ja der ist geistig gestört. Obwohl das gar nicht gestimmt hat.



Tom Hoffmann:

Diagnostik ist auch was von außen künstlich erschaffen wird. Und das ist, glaube ich, manchmal falsch. Weil Diagnostik kann man eigentlich nur von innen raus machen aber, das ist unmöglich.

Frank Pöschmann:

Von außen wird man zum Beispiel geistig behindert gemacht, obwohl man das gar nicht ist.

Steffen Martick:

Ja, es kommt auf die Diagnose an, die man erhält. Eine Diagnose kann auch eine Befreiung sein; dann ist das nicht so diskriminierend. Aber in Bezug auf eine Behinderung wirkt sich die Diagnose diskriminierend in der Gesellschaft aus. Also man wird durch die ‚Diagnose behindert‘ eben diskriminiert.

3 Fazit

In der Schule wird durch Sprache und Diagnostik alltägliche Macht sichtbar. Dabei kommt es darauf an, *wie* die Personen in der Schule ihre Kommunikation und das diagnostische Handeln gestalten. Macht kann sich zeigen, wenn *über* einander, statt *miteinander* gesprochen wird und wenn nicht erkannt wird, welche Folgen machtvolleres Handeln hat. Es ist wichtig machtvolleres Handeln zu erkennen, denn nur dann kann es verändert werden. Es wird also deutlich, dass es wichtig ist, *wie* die konkreten *Beziehungen* im Schulalltag gestaltet sind. Dabei geht es im Besonderen darum, dass die (professionellen) Beziehungen zwischen Lehrer*innen und Schüler*innen, so gestaltet sind, dass bewusst und sensibel mit Macht umgegangen wird. Das Gleiche gilt auch für alle anderen Beziehungen in der Schule.



Aber es ist gar nicht so leicht, diese Macht zu erkennen, denn Machtstrukturen und ihre Folgen zeigen sich oft nur, wenn man ganz genau hinschaut und zuhört. Deshalb ist es auch schwer, über Macht in der Schule zu sprechen. Gerade dieses Sprechen scheint aber notwendig, damit das Thema Macht gemeinsam mit Schüler*innen bearbeitet werden kann und so seinen Schrecken verliert.

Es wird immer wieder deutlich, dass Schüler*innen gerade diagnostisches Handeln als etwas erleben, was ihre eigene Perspektive ignoriert oder sogar offensiv missachtet. Wenn Schüler*innen nicht in das diagnostische Handeln einbezogen werden und damit ihre eigene Sichtweise verloren geht, entfaltet Diagnostik jedoch nahezu zwangsläufig negative Wirkungen:

Es kann dazu kommen, dass Schüler*innen begrenzt werden, in dem was ihnen zu getraut wird. Oder sie werden eingeteilt in besondere Gruppen und dadurch von anderen abgetrennt und ausgeschlossen. Sie erfahren Stigmatisierung und Diskriminierung. Um solche Benachteiligungen zu verhindern, ist es wichtig, dass offen über die Vorstellungen von Normalität von allen Beteiligten nachgedacht und gesprochen wird. Denn Normalitätsvorstellungen erzeugen einen großen Druck darauf, wie Schüler*innen sein sollen und sein wollen. Dazu gehört auch, dass Lehrer*innen ihre (diagnostischen) Anliegen, ihre Vorgehensweisen und Rahmenbedingungen erklären. Denn diese haben einen machtvollen Einfluss darauf, welche Entscheidungen und Urteile getroffen werden und wie diese Entscheidungen die (Lern)Biografien und Selbstwahrnehmungen von Schüler*innen beeinflussen.